

Der goldene Herbst in unserer Kleingartenanlage hatte dieses Jahr früh den Sommer abgelöst. Er ließ das Laub, das nicht länger bleiben wollte, vor einem wolkenlosen Himmel leuchten, als wollte er damit für jedes verregnete Grillfest entschädigen. Die Farben des Laubes spiegelten sich in dem breiten Pashmina-Schal in Burgunderrot, Orange und Gelb, den die Lerche um ihre Schultern drapiert hatte. Zu dekorativen Zwecken, vermutete ich, denn kalt war es wirklich nicht.

»Welche Farbe hat der Herbsthimmel eigentlich?«, sinnierte meine beste Freundin und legte ihren Kopf zurück, wie um darin einzutauchen. Ihr dunkler Pixie vom letzten Jahr war inzwischen zu einem ohrenkurzen Bob ausgewachsen, glatt und glänzend und perfekt in Form. Ich schwöre: Man konnte zusehen, wie ihre Haare wuchsen!

»Blau, würd ich mal sagen«, antwortete Friedl nonchalant und schenkte uns Kaffee nach. Zur Feier des Oktoberfestes, das heute begann, hatte sie den Tisch auf ihrer Terrasse mit einem blau-weißen Tuch samt passenden Servietten eingedeckt. Auch ihr weißes Haar, das gerade so kurz war, dass es nach oben abstand, leuchtete vor dem Himmel. Das wirkte fast wie ein Heiligenschein, wenn man es nicht besser gewusst hätte.

Die Lerche wandte sich an mich. »Was meint die Fachfrau, Valentina? Ist das Azur? Oder Cyan?«

»Cyan geht mehr ins Türkise«, antwortete ich. »Wenn ich das malen wollte, würde ich wahrscheinlich Cortana nehmen. Es bildet so einen krassen Kontrast zu den Blättern, weil die Orangetöne die Komplementär...«

Weiter kam ich nicht, denn unser beschauliches Ambiente wurde von einem gellenden Schrei durchschnitten, der die Krähen von den Fahnenmasten aufscheuchte, die in jedem

zweiten Garten standen und mit ihrem Geklapper für Yachthafen-Akustik sorgten.

»Das war die Oberhuberin!«, fuhr Friedl auf und verschüttete dabei den Inhalt ihrer Kaffeetasse schwungvoll über ihrem Zwetschgendatschi. Ich selbst hielt zwar nichts in den Händen, aber es riss mich dermaßen, dass ich aufsprang. Da ich mir versehentlich einen Zipfel des Tischtuchs statt meiner Serviette in den Hosenbund geklemmt hatte, damit der Herbstwind den Kleidungsschutz nicht wegfegte, kullerten in Folge Tassen, Kuchenteller und Zuckerdose mit Elan auf die Lerche zu. Mit guten Reflexen gesegnet, gelang es ihr, das Milchkännchen mit links aufzufangen und den Kuchen mit rechts auszubremsen, doch der Rest der Bescherung landete auf ihrem Schoß.

Wo er nicht lange liegen blieb, denn ein weiterer Schrei ließ auch die Lerche in die Senkrechte schnellen. »Da muss etwas Furchtbares passiert sein.«

»Ach was, die hat nur gemerkt, dass sie den Bieranstich verpasst hat«, versuchte Friedl zu scherzen, obwohl sie blass um die Nase geworden war.

Ich rannte los. Die Parzelle von Susanne Huber, der Vorsitzenden unserer Anlage, lag direkt nebenan, doch ihr Schrei war aus dem Garten gegenüber gekommen.

»Im Garten von Marie!«, schrie ich über die Schulter zurück zu Friedls Terrasse, wo die Lerche meiner betagten Gartennachbarin mit ihrem Rollator half. Dann lief ich durch Maries Gartentürchen zwischen den hohen Hecken und sah die Oberhuberin neben dem roten Zierhorn, beide Hände über ihren Mund gelegt, um weitere Schreie zu ersticken. Neben ihr stand Ernst der Stoffel, wie er liebevoll in unserer Anlage genannt wurde, und sprach aufgewühlt in sein Handy. Beide Augenpaare waren auf den Rasen fixiert. Ein weiterer Schritt, und ich sah, dass dort jemand lag. Abrupt hielt ich inne. Die Lerche schob sich an mir vorbei und rief in die Runde: »Lasst mich, ich hab einen Kurs gemacht!«

»Doch nur Reflexzonenmassage, Liebchen«, sagte ich. Keine Ahnung, woher dieser blöde Spruch kam. Er war der tragischen Situation definitiv nicht angemessen.

Sie erwiderte nichts und kniete sich neben Basti. Der war es nämlich, der da den Boden schmückte: der schöne Sebastian, Maries Verlobter.

»Die nutzt doch jede Gelegenheit«, lästerte Friedl, als meine beste Freundin zu einer Mund-zu-Mund-Beatmung ansetzen wollte. Auch diese Bemerkung war absolut unsinnig. Ich vermutete, dass sie bei Friedl aus der gleichen Quelle stammte wie bei mir: Wir versuchten beide, das Schreckliche mit flachen Witzen auf Distanz zu halten.

Wie schrecklich das Ganze war, bestätigte uns Ernst, der sein Telefonat beendet hatte und jetzt die Hand auf die Schulter der Lerche legte. »Lass gut sein, das bringt nichts mehr.«

»Aber ...« Die Lerche bekam einen hochroten Kopf, und unversehens liefen Tränen aus ihren Augen.

»Er ist tot«, sagte die Oberhuberin und setzte sich auf Friedls Rollator, als ihr die Beine wegzuknicken drohten.

»Der Sanka ist unterwegs«, versprach Ernst. Sein Garten befand sich direkt neben dem von Marie. Von Marie und Sebastian, um genau zu sein. Inzwischen handelte es sich dabei ganz offensichtlich um Sebastians Ex-Garten und bei ihm selbst um Maries Ex-Verlobten. Basti war tot. Er lag auf dem Boden, regte sich nicht mehr, atmete nicht mehr und ließ zu, dass sich sein schönes Gesicht unvorteilhaft veränderte.

»Mein Gott, die Marie«, flüsterte Friedl und legte einen Arm um die Oberhuberin.

Die Lerche stand vom Rasen auf, Grasflecken auf den Knien ihrer sündteuren Bogner-Sporthose, die ideal mit den Kaffeeflecken von eben harmonierten, und wischte sich die Tränen weg. Jetzt hatte sie auch im Gesicht grüne Flecken, sich selbst aber wieder im Griff. »Ich geh auf den Hauptweg, den Sanitätern entgegen.«

Friedl wandte sich an Ernst. »Sorg dafür, dass keiner hier reinschaut. Das braucht niemand zu sehen.«

Da war was dran. Ich wollte, ich hätte es nicht gesehen. Wünschte, ich hätte Bastis Gesicht so in Erinnerung behalten können, wie ich es gekannt hatte: unverschämt anziehend mit dem markanten Kinn, den hohen Wangenknochen und einem Ausdruck, der auf mich immer leicht herablassend gewirkt hatte. Jetzt war Basti nicht mehr herablassend. Auch nicht mehr ambitioniert. Jetzt konnte sich der Meisterheiler selbst nicht mehr heilen. Sebastian Wagner, Heilpraktiker, angehender YouTube-Star und Esoterik-Entrepreneur, war tot.

»Grad mal ein halbes Jahr im Garten, und dann dieser Auszustand.« Friedl bugsierte die Oberhuberin sanft auf den Stuhl, den ihr Ernst hingestellt hatte. Dann zog sie eine Flasche Garten-Gin samt Stamperl aus der Tasche ihres Rollators, schenkte ein und reichte das Glas der Gartenchefin.

Die trank auf ex und echote dann Friedls Worte von eben: »Mein Gott, die Marie. Das arme Ding.«

»Basti ist tot«, sagte ich halblaut, als müsste ich mich selbst davon überzeugen. Dann lief ich der Lerche nach, um sie dabei zu unterstützen, dem Notarzt den Weg zu weisen. Mein zweites Jahr im Schrebergarten und der zweite Tote, mit dem ich in dieser kleinen heilen Welt konfrontiert wurde. Wenigstens hatte diesmal nicht ich ihn gefunden. Tot war er trotzdem. Und dabei nicht einmal dreißig Jahre alt geworden.

In der Nacht darauf öffnete der Himmel alle Schleusen. Erst am Morgen hörte er damit auf, alles, was er zu bieten hatte, auf uns herabzuregenen.

»Wenn Engel sterben, weint der Himmel«, sagte die Lerche in einem Tonfall, als würde sie die Wettervorhersage vorlesen. Sie war auch heute zuverlässig zum Brunch bei mir vorbeigekommen, wie nahezu jeden Sonntag. Diese schöne Tradition hatte einzuschlafen gedroht, als meine beste Freundin im ver-

gangenen Jahr mit Kommissar Klaus zusammengekommen war. Bis ich sie zur Rede gestellt und daran erinnert hatte, wo der Barthel den Most holt und wo die Prioritäten liegen sollten: auf unserer jahrzehntelangen Freundschaft, die sie nie zuvor wegen einer Affäre vernachlässigt hatte.

»Vielleicht ist es ja gar keine Affäre«, hatte Barbara Nachtigall geantwortet, und ich hatte gestutzt. Das war neu.

»Du willst doch auf deine alten Tage nicht solide werden«, hatte ich gescherzt, woraufhin sie mir fast an die Gurgel gegangen wäre. Es hatte ein Weilchen gedauert, bis mir dämmerte, dass ihr nicht die monogame Moral, sondern der Hinweis auf ihr Alter gehörig gegen den Strich ging. Aber das mit Kommissar Klaus schien wohl wirklich eine ernsthafte Angelegenheit zu sein. Wahrscheinlich kam beides zusammen, der Mann und das Alter, das der Lerche in diesem Jahr eine fette Null hinter die kantige Vier setzen würde. Wenigstens nahm sie inzwischen ihre freundschaftlichen Brunch-Pflichten wieder ernst und verließ die traute Zweisamkeit mit ihrem Kommissar, um mir zwei Stunden ihrer Zeit zu schenken.

An diesem Sonntag war freilich alles anders, denn wir standen beide noch unter Schock. Abgesehen von der Bemerkung der Lerche sprachen wir das Thema nicht an, das als sprichwörtliche dunkle Wolke über unseren Köpfen hing wie die aktuellen Regenwolken über dem Viertel. Die Lerche gab gerade diverse Knusprigkeiten aus der Bäckertüte in den Brotkorb, als es an der Tür klingelte. Sie fuhr zusammen, ließ die Tüte fallen und sah mich mit weit aufgerissenen Augen an. Meine liebe Barbara war längst nicht so tough und cool, wie sie immer erschien, und bisher hatte niemand jemals gewagt, uns beim Brunch zu stören – oder einfach keinen guten Grund dafür gehabt.

Mit einem unbestimmten Gefühl nahender Bedrohung ging ich zur Sprechanlage, und als auf mein »Hallo?« nur ein unwirschiges Grunzen zur Antwort kam, öffnete ich ein wenig widerwillig die Tür. »Keine tiefschürfenden Gesprä-

che vor dem zweiten Kaffee« war unsere anerkannte Regel für die heilige Zeit am Sonntagmorgen – die Friedl eindeutig zu brechen beabsichtigte, als sie jetzt ihren Rollator aus dem Fahrstuhl schob. Die Wohnungstür war noch nicht hinter ihr im Schloss, als sie schon loslegte. »Ich hab mit der Marie geredet.«

»Friedl, das Mädchen hat eben erst ihren Verlobten verloren. Gönn ihr eine kleine Schonfrist«, warf ich ein.

Friedl überfuhr unbekümmert meinen Fuß, parkte den Rollator im Gang und ging in meine große Wohnküche.

»Und uns auch«, fügte die Lerche warnend hinzu und biss in ein Croissant, was ihr gelang, ohne sich von oben bis unten mit Krümeln der zarten Kruste zu beschneien.

»Keine Sorge, es war eh nur kurz. Hab sie wissen lassen, dass wir für sie da sind, egal, was ist.« Friedl setzte sich an den Tisch. »Sagt bloß, der Tod von Sebastian lässt euch kalt.«

»Natürlich nicht!«, empörte ich mich.

»Das muss sich doch erst mal setzen«, erklärte meine beste Freundin, und mich überlief es beim neuerlichen Gedanken an Bastis schönes, lebloses Gesicht eiskalt.

»Und was sagt die Polizei?«, fragte Friedl unbeirrt in einem Tonfall, der eine Antwort weder erwartete noch duldete, und griff nach einer Breze. »Tod durch anaphylaktischen Schock, das sagt die Polizei. Die Haumdaucha, die damischen! Und die Breze ist auch letschert.«

»Jetzt aber mal runter vom Gas«, mahnte ich und stellte Friedl einen Teller und eine Tasse frischen Kaffee hin.

Die Lerche verteidigte besagte Haubentaucher pauschal im Namen ihres abwesenden Kommissars. »Eben! Zum einen beruft sich die Polizei bei so was immer auf die Aussage des medizinischen Fachpersonals. Zum anderen war der Basti gegen Bienengift allergisch, wie wir ja gestern erfahren haben. Er wurde gestochen und hatte seinen EpiPen nicht dabei. Da ist es oft nur eine Sache von Minuten bis zum Kreislaufstillstand.«

Soviel wir sonst im Garten übereinander wussten, war es

Basti erstaunlicherweise gelungen, diese Allergie geheim zu halten. Nur die Oberhuberin hatte davon gewusst und es gestern verraten, als wir nach dem Einsatz von Notarzt und Polizei unbeholfen auf dem Gartenweg herumgestanden waren und über den Vorfall geredet hatten.

»Das stinkt doch zum Himmel«, grantelte Friedl.

Es herrschte für wenige Momente ratloses Schweigen. Ich sah meine beiden Besucherinnen nachdenklich an. Ein schönes Dreimäderlhaus hatten wir da beieinander: meine beste Freundin Barbara Nachtigall, Medienanwältin und Lexikon unnützen Wissens, anspruchsvoll und loyal und selbst zum Frühstück durchgestylt bis in die Haarspitzen. Daneben meine grünäugige Gartennachbarin Elfriede Frühauf – komfortabel jenseits der siebzig, scharfsinnig und -züngig, ebenso großzügig wie gehässig und rundum unbeirrbar –, die jetzt ihren Kaffee trank und dabei so biestig dreinschaute, als wollte sie irgendjemandem den Kopf abreißen. Und schließlich ich selbst, freiberufliche Kinderbuchillustratorin mit einem neu erworbenen Hang zum Uhdler, mit dem mich mein Ex-Mann aus seinem ebenfalls neu erworbenen Weingarten im Burgenland versorgte. Eine gewisse Kausalität war in diesem Fall nicht auszuschließen.

Der Basti ist noch nicht kalt, dachte ich, und Friedl wechselt schon in den Miss-Marple-Modus. Ist das noch eine schlechte Gewohnheit oder schon Gefühllosigkeit? Was ist mit Innehalten, mit Trauer und Anteilnahme, mit einem anständigen Abschiednehmen?

Doch Friedl hielt es nicht einmal eine Schweigeminute lang aus, bevor sie herausplärrte: »Ja, seht ihr es denn nicht, ihr Trutschn? Das kann doch kein Zufall sein! Sebastian steckt bis zum Hals zwischen einem Techtel hier und einem Mechtel dort, dass es der Sau graust. Hat große Pläne, verspricht allen alles, und halten tut er gar nichts. Und auf einmal liegt er tot da. Weil er zum ersten Mal in seinem Leben diese blöde Spritze vergessen haben soll? Das glaub ich einfach nicht!«

Seufzend schraubte ich den großen Espressokocher von Bialetti auseinander, ein Geschenk der Lerche. Ich musste meinen Frieden damit machen, dass es weder Schonfrist noch Pietät gab, zumindest nicht heute und nicht in meiner Küche. Den Kaffeesatz klopfte ich in den kleinen Komposteimer, mit dessen Inhalt ich regelmäßig meinen Garten fütterte, füllte das Unterteil der Kanne mit Wasser und den Siebeinsatz mit der neuen Röstung, die meine beste Freundin mitgebracht hatte.

»Dann trinkt mal aus, meine Damen. Ich mach jetzt den zweiten Kaffee, und hernach können wir reden.«

Friedl setzte uns bis zum Nachmittag zu, wobei sie es nicht versäumte, en passant die Qualität der Backwaren zu kritisieren, Barbaras neue Kaffeentdeckung als überbewertet zu schmähen und die Sauberkeit meines Küchenbodens in Frage zu stellen. Sie war inzwischen mit Volldampf dabei, ihre innere Miss Marple zu channeln. Man könnte auch sagen: Sie marpelte. Maries Vater, Herr Walter, habe ihr bestätigt, dass Basti gleich eine ganze Handvoll schwerer Allergien gehabt habe. Rotbarsch habe seine Lippen innerhalb weniger Augenblicke so anschwellen lassen, als wären sie mit Silikon aufgespritzt worden, und bei Walnüssen habe er rote Flecken im ganzen Gesicht bekommen. Heuschnupfen habe ihn ebenfalls geplagt, aber da seien die Symptome dank seiner Eigenbehandlungen wirksam eingedämmt worden. Doch das Gift von Bienen sei tödlich für ihn gewesen, weshalb er immer einen EpiPen mit Adrenalin bei sich getragen habe. Und dass es ein Bienenstich war, das habe Herr Walter von der Polizei erfahren.

Nun war Friedl schon früh am Morgen in der Anlage gewesen. Marie sei natürlich nicht aufgetaucht, aber dafür sei Herr Walter vorbeigekommen, um Sebastians Sachen aus der Laube zu holen: Jacke, Schultertasche und Laptop. Der Gram sei ihm auf der Stirn gestanden.

»Verständlich«, sagte ich. »Seine Tochter ist doch sein Augapfel.«

»Der kommt eh nur noch selten in den Garten, oder?«, wollte die Lerche wissen.

»Och, ein paarmal war er schon da in den letzten Monaten«, antwortete ich. »Meistens, um Marie bei der Gartenarbeit zu helfen, wenn der Herr Verlobte keine Zeit dafür hatte. Der hatte ja meistens was Besseres vor.«

»Was hat das jetzt alles damit zu tun, dass Basti angeblich ermordet wurde?«, wandte sich meine Freundin an Friedl.

»Eben«, unterstützte ich ihren Einwand. »Wie könnte man so was denn überhaupt einfädeln? Wird ja wohl kaum jemand eine Biene dressiert und auf den Basti angesetzt haben.«

»Nicht eine einzelne Biene. Aber man könnte ja ein paar Dutzend im Garten loslassen, dem Sebastian einen Lockstoff unterschieben und auf ein zügiges Ergebnis hoffen. Und bei der Gelegenheit gleich noch seinen EpiPen mitnehmen. Der perfekte Mord«, beharrte Friedl.

»Woher weißt du eigentlich, dass der EpiPen fehlte?«, hakte die Lerche nach.

»Weil er ihn sonst benutzt hätte.«

»Vielleicht ging ja alles so schnell, dass er gar keine Zeit hatte, ihn aus der Tasche zu ziehen«, wandte ich ein.

»Dann müsste er noch in seiner Tasche gewesen sein. War er aber nicht.«

»Und woher weißt du ...?« Ich sah sie scharf an, und Friedl grinste.

»Weil ich schon in der Früh in Maries Laube gegangen bin und mir Sebastians Sachen angesehen habe, noch bevor Herr Walter kam.«

»Friedl!«

»Hab dich nicht so! Marie hat mir selbst gezeigt, wo sie den Laubenschlüssel immer verstecken. Damit sie beide nicht so große Schlüsselbünde mit sich herumschleppen müssen, hat sie gesagt.«

Trotz der tragischen Umstände mussten wir grinsen. Die alten Türen in Zaun und Laube ließen sich halt noch nicht mit einem Smartphone kontrollieren. Ich stand auf, um den gefühlt zehnten Kaffee aufzusetzen, doch meine beiden Besucherinnen hinderten mich daran. Stattdessen öffnete ich ein Fenster. Die frische Luft würde guttun, ohne das Herz in Schweinsgalopp zu versetzen.

»Das Handy lag noch draußen auf dem Kaffeetisch, leider mit einem Passwort gesichert«, bedauerte Friedl. »In der Laube war sein Laptop, da kam ich auch nicht ran. Aber ...«, sie legte eine dramatische Pause ein. »Da war auch seine Tasche, und da hab ich einen Blick reingeworfen. Und in seine Jacke. Auch in die kleine Brusttasche der Jacke. Jetzt ratet mal, was ich da gefunden habe.«

»Menno, Friedl, sei doch nicht so albern.«

»Bitte. Wenn ihr's partout nicht wissen wollt.« Sie verschränkte die Arme vor der Brust. Ich mochte meine Garten Nachbarin von Herzen gern, aber bei Gott, sie konnte einem massiv auf die Nerven gehen.

»Na gut. Einen Lottoschein mit sechs Richtigen. Oder einen Ausweis auf den Namen Hans Gruber«, riet ich.

»Einen USB-Stick mit dem Da-Vinci-Code drauf«, steuerte die Lerche bei.

Friedl blähte die Backen auf. »Ein Kondom.«

Ich war ein wenig enttäuscht. »Na und? Das gehört doch zur Grundausstattung.«

»Hast du denn immer eins dabei?«

»Nö. Ich brauch das ja nicht.« Leider, fügte ich in Gedanken hinzu.

»Eben. Der Sebastian auch nicht.«

»Wie das? Kein Sex vor der Ehe?« Die Lerche tat überrascht.

»Schmarrn!« Friedl lehnte sich zurück und genoss jedes Wort, das sie jetzt sagte. »Die Marie nimmt die Pille.«

Ich schloss das Fenster wieder. Einen Moment lang

herrschte Schweigen. Dann kehrte Frau Nachtigall die Anwältin heraus. Dafür stand sie auf, zog ihre bestickte Seidentunika zurecht und fixierte uns beide. »Ich fasse zusammen: Sebastian Wagner, ein Bienengift-Allergiker, wird von einer Biene gestochen. Er hat an dem Tag keinen EpiPen dabei und verstirbt deshalb innerhalb kürzester Zeit an Ort und Stelle. Er war ein junger, attraktiver Mann, der, obwohl verlobt, mit anderen Frauen geschäkert hat und in dessen Jackentasche ein Kondom steckte. Von dem wir nicht einmal wissen, ob er es selbst hineingetan hat. Und das beweist – exakt – gar nichts.« Die letzten drei Wörter sprach sie scharf, langsam und laut aus. Sie machte das richtig gut. »Es gibt keinerlei Anhaltspunkte, die einen Tod durch Fremdverschulden vermuten lassen.«

»Drum hab ich es auch den perfekten Mord genannt«, insistierte Friedl. »Obwohl ... es könnte auch sein, dass die Person, die Sebastian schaden wollte, gar nicht überrissen hat, dass das mit dem EpiPen tödlich enden könnte. Vielleicht hat ihm jemand nur eine Lektion erteilen wollen. Aber das läuft unterm Strich auf dasselbe raus. Zumindest für das Opfer.«

»Könnte es sein, liebe Friedl ...«, setzte ich behutsam an. Ihr Blick fraß meine weiteren Worte, noch bevor sie zum Ton wurden.

Sie stand jetzt ebenfalls auf. Im Gegensatz zur Lerche musste sie sich dabei an der Stuhllehne festhalten. »Ich weiß, was ihr denkt. Dass mir die Sache im letzten Jahr zu Kopf gestiegen ist, dass ich jetzt überall nur Mord und Totschlag sehe. Oder dass ich eine dumme alte Frau bin, die mit dem Tod eines jungen Menschen nicht umgehen kann und deshalb zu dämlichen Ablenkungsmanövern greift.«

»Also, wenn du es so formulierst ...« Das klang bitter, kam der Wahrheit aber nahe.

»Ich bin mir absolut sicher, dass Sebastians Tod kein Unfall war.« Meine Gartennachbarin blieb standhaft.

»Es spricht nichts dafür, dass es irgendetwas anderes war«, wiederholte die Lerche.

Beide sahen mich erwartungsvoll an.

Ich sah von Friedl zur Lerche. Bei unseren Nachforschungen im Vorjahr hatte meine alte Gartennachbarin eine erstaunliche Beobachtungsgabe, ein beneidenswert gutes Gedächtnis und einen klaren Kopf bewiesen. Während wir viel Kaffee getrunken, viel Kuchen gegessen und noch mehr geredet hatten, hatte sie aus den Informationshappen, die wir Jüngeren ihr willig wie die jungen Hunde apportierten und zu Füßen legten, die richtigen Schlüsse gezogen. Wenn sie das Gefühl hatte, dass bei dem tragischen Vorfall etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen war, konnte durchaus etwas dran sein.

Aber das Argument meiner besten Freundin war auch nicht von der Hand zu weisen, und all die Gründe, die Friedl selbst zuvor genannt hatte, spielten möglicherweise eine nicht zu unterschätzende Rolle. Weshalb ich auf die unausgesprochene Frage der beiden lahm antwortete: »Ich hab keine Ahnung, wie oder wer oder was. Da muss ich erst mal drüber schlafen.«

2

Als meine Besucherinnen endlich abzogen, hinterließen sie mir einen angebrochenen Nachmittag. Die Lerche wollte später mit ihrem Kommissar und seinen Kumpeln aufs Oktoberfest und fragte, ob ich mich nicht anschließen wolle. Als wäre das etwas Normales und als hätte sie sich niemals anders als abfällig über das ultimative bayerische Volksfest geäußert. Aber ich erkannte die Absicht dahinter: Sie wollte mich den ebenfalls alleinstehenden Freunden des Kommissars vorstellen. Dankend – und schauernd – lehnte ich ab, obwohl ich wusste, dass sie es nur gut meinte.

Und jetzt saß ich da. Obwohl seit fast zwei Jahren wieder Single, konnte ich mit meiner Solo-Freizeit nicht viel anfangen, wenn ich nichts Konkretes geplant oder zu tun hatte. In den Garten, der normalerweise diese Lücke füllte, wollte ich nicht gehen, denn es hatte wieder zugezogen, und das verhiess nichts Gutes. Und da ich als Freiberuflerin meine Solidarität mit den Menschen in Festanstellung bewies, indem ich Sonn- und Feiertage penibel einhielt, kam Arbeit am Schreibtisch auch nicht in Frage. Immerhin war das ein Privileg, für das ich hart gearbeitet hatte – auch wenn die ganze Menschheit zu glauben schien, dass eine, die sich ihre Arbeitszeit frei einteilen konnte, im Grunde gar nicht richtig arbeitete.

Gelangweilt öffnete ich eine Dose Thunfischsalat, toastete ein vom Brunch übrig gebliebenes Brötchen und fand noch ein paar Oliven als »In-den-Mund-Schieber«, wie mein Ex es immer nannte. Ich überlegte, ob ich mir einen Wein dazu einschenken sollte, und entschied mich dafür. Basti hatte gesund gelebt und war jung und gesund gestorben.

Mit meinem akzeptablen, wenn auch verfrühten Abendessen setzte ich mich samt Laptop aufs Sofa und streamte die Pilotfolge einer neuen Comedyserie. Ein Rudel junger